

Naturbilder aus allen Zonen.

Bon

Hans Eschelbach.



Münster i. W.
Adolph Russell's Verlag.

hin. Der Elefant konnte sich zwar nicht mehr erheben, verendete aber erst, nachdem ich ihm noch vier Kugeln in den Leib gejagt hatte.

Jetzt hörte ich das Triumphgeschrei der Menge, welche sich nun zu nähern wagte. Als Siegeszeichen wurden dem erlegten Tiere die großen Fangzähne abgesägt und der Radhscha überreichte mir später als Lohn ein Ehrenkleid von hohem Verte.



Das Nashorn.



An Plumpeit der Glieder und massigem Körperbau übertrifft das Nashorn (Abb. 26), das auch Rhinoceros genannt wird, noch seinen Verwandten aus dem Geschlechte der Dickhäuter, den Elefanten. Bis jetzt kennt man sieben Arten des plumpen Tieres, die ziemlich gleich zwischen Asien und Afrika verteilt und von denen das indische, das javanische, das afrikanische und das stumpfnasige Rhinoceros die bekanntesten sind.

Der zu beiden Seiten vorstehende umfangreiche Leib wird von kurzen, uns förmigen Beinen getragen. Der kurze, sich nach dem Boden zu sentende Hals, vermehrt mit den plumpen, breiten Schultern die Schwerfälligkeit des Tieres. Nicht minder uns förmlich ist der gewaltige Kopf, der vom hinteren Rande des Stirnbeins an, schroff nach oben läuft und auf dem Hinterkopfe eine ziemliche Höhe erreicht. Auf den sehr dicken Nasenbeinen stehen die Hörner entweder einzeln oder dicht hintereinander zu zweien. Das Horn ist massiv aber nicht von knöchigem Bestandteil, sondern aus Fasern gebildet, die sich wie Fischbein zerlegen lassen. Das ziemlich haarlose, sehr grobe und dicke, hier und da in Knoten aufgetriebene Fell erlangt auf dem Rücken panzerartige Härte und bildet bei einigen Arten große, regelmäßige Falten auf Hals, Schultern, Hüften und Oberschenkeln. Das Maul hat eine weiche, biegsame Oberlippe, die weit vorstreckbar ist und dem Tiere beim Ergreifen der Nahrung, die ausschließlich aus Pflanzen besteht, wesentliche Dienste leistet. Die großen Nasenlöcher stehen zu beiden Seiten der Schnauze. Die Augen sind sehr klein und stehen weiter nach vorn als bei anderen Säugetieren, die Ohren erreichen mäßige Größe und werden aufrecht getragen.

Das Nashorn frisst fast unablässig und kann eine ungeheure Menge von Pflanzen verschlingen. Die Tiere leben paarweise oder in kleineren

Gesellschaften, manchmal auch in größeren Herden zusammen, sind ziemlich träge und halten sich gern an Sümpfen und niederen Wassergegenden auf. Das Rhinoceros badet häufig und wälzt sich gern im Schlamm herum, um seine Haut vor den Stichen der Insekten zu schützen. Von Natur ist das Tier ziemlich harmlos, wird aber bei Verwundung ein um so gefährlicherer Gegner, indem es in seinen Hörnern eine furchtbare Waffe besitzt. Von dem Schlage des Horns wird auch der härteste Gegenstand verlegt; die Kraft des Tieres ist so groß, daß es mit seinem Horn Bäume niederringen und starke Pforten zerplatzen kann. Mit dem Horn hebt es einen Stier wie einen Fangball in die Höhe, und der Tiger greift eher einen Elefanten als ein Nashorn an, weil ihm dieses nicht selten die Eingeweide aus dem Leibe reißt. Es hat ein kurzes, blödes Gesicht, aber ein feines Gehör und einen scharfen Geruch; seine Stimme ist ein tiefes Grunzen. Das Rhinoceros hat nächtliche Gewohnheiten. Am Tage liebt es die Ruhe und verbirgt sich im hohen Grase oder im Dickicht der Wälder, das es mit eintretender Dämmerung verläßt, um zur Tränke zu gehen. Die Lebensdauer des Rhinoceros soll über hundert Jahre reichen. Das Weibchen wirft nur ein Junges, das zwei Jahre lang bei der Mutter bleibt und von dieser sehr geliebt wird. Wenn das Tier gereizt ist, läuft es erstaunlich schnell, doch kann sich der Verfolgte für einen Augenblick durch einen Seitenprung retten, da das kolossale Tier sich nur ungeschickt drehen kann.

Seines Fleisches halber, das wie Schweinesleisch schmecken und bei jungen Tieren gar nicht zäh sein soll, wird das Nashorn gejagt; die in frischem Zustande in Niemen zerschnittene Haut wird zu sogenannten Nilpeitschen gedreht. Auf der Nashornjagd schleicht sich der Jäger durch das Gebüsch unter dem Winde leise heran und sucht dem Tiere so nahe zu kommen, daß er nicht fehlen kann. Die gewöhnliche Entfernung ist dreißig Schritt, die Stelle, nach welcher gezielt wird, das Auge; denn nur hier sind Knochen und Fell dünn genug, daß die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann. Verfehlt man diese Stelle und behält das Tier Kraft genug zum Verfolgen, so stürzt es wütend nach dem Ort hin, wo der Schuß fiel und blickt und spürt umher nach dem Feinde. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu und remmt, mit der ganzen Länge des Hornes die Erde streifend, vorwärts. Dann ist es, wie gesagt, ein leichtes, ihm auszuweichen, indem man nur zur Seite springen und das wütende Tier an sich vorbeischießen lassen muß. Dabei muß aber immer noch Besonnenheit genug da sein, daß man sich nicht nach der Windseite wende und sich dadurch dem Tiere aufs neu verrate. Geübte Nashornjäger versichern, daß sie auf diese Weise stundenlang einem immer mit neuer Wut auf sie einbringenden Nashorn

auszuweichen imstande gewesen wären und es endlich, nachdem es ausgetobt, desto leichter erlegt hätten. Die gewöhnlichste Art, dem Nashorn beizukommen, ist die, daß man ihm in mondhellen Nächten am Trinkplatze aufslauert und dem sicherer Hinterhalte so nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann. Den angreifenden Hunden suchen die Nashörner den Leib aufzureißen, schlagen fürchterlich nach ihnen aus, arbeiten mit ihrem Horn in dem Boden und schleudern einen Hagel von Steinen um sich her. Dies thun sie sogar tödlich verwundet, und man darf sich ihnen ohne Gefahr nicht eher nähern, als bis der letzte Lebensfunken erloschen ist.

In Menagerien und zoologischen Gärten verliert das Rhinoceros seine Wildheit sehr. Die Hörner werden durch Schlagen und Reiben an den Eisenstäben bedeutend abgenutzt.

* * *

„Ich war eines Tages in einer Grube verborgen,“ erzählt der Reisende Andersson, „um auf das Rhinoceros Jagd zu machen. Nach kurzem Anstand erschien eine ganze Herde bei einem nahen Sumpf. Indes die Tiere waren unruhig, näherten sich mir mit der



Abb. 26: Das indische Nashorn.

größten Vorsicht und witterten bei jedem Schritt, den sie vorwärts thaten. Sie waren auch noch zu fern, um eines derselben sicher treffen zu können. Ich stieg daher aus meiner Grube heraus und dachte sie zu überfallen, aber die ganze Herde entfloh und zerstreute sich. Während ich mich nach einem anderen Versteck umsah und recht wohl das Mißliche meiner Lage begriff, bemerkte ich plötzlich ein sehr großes weißes Rhinoceros vor mir, das seinen Kopf durch die Zweige des niederer Geesträuches streckte und mich mit seinen wilden Augen anstierte; es zögerte auch nicht, sich mir zu nähern und kam bis ungefähr fünfzehn Schritte auf mich zu. Es stand gerade von vorne zum Schuß, und da ich eine so gute Gelegenheit nicht

vorübergehen lassen wollte, so drückte ich lebhaft erregt los und traf es glücklich. Das Tier stürzte zwar nicht, aber ich glaubte, es würde seine Wunde nicht lange überleben und bald verenden. Raum hatte ich wieder geladen, als ein schwarzes Rhinoceros ankam, um an dem Sumpfe zu saufen. Auf die Art, wie es sich mir stellte, war es nun unmöglich, dasselbe zu töten, und ich glaubte es kampfunfähig zu machen, wenn ich ihm eines der Hinterbeine verwundete. Der dem Tier dadurch verursachte Schmerz brachte es in verzweifelte Wut; es rannte auf seinen drei unverletzten Beinen auf mich zu und hätte mich sicher über den Haufen geworfen, wenn ich nicht geschwind zur Seite gesprungen wäre. Ich sandte ihm eine zweite Kugel zu, die es jedoch nicht erreichte oder die dicke Haut nicht durchdrang. Gern hätte ich seinen Leiden ein Ende gemacht, da ich aber aus Erfahrung wußte, daß diese Tiere, so lange sie sich bewegen können, im angeschossenen Zustande höchst gefährlich sind, so verfolgte ich seine Spur nicht weiter, sondern nahm mir vor, nach einiger Zeit, während der mir weder Elefanten, noch andere größere Tiere zu Gesicht kamen, der Spur des weißen Rhinoceros nachzugehen. Bald entdeckte ich auch das tote Tier; die Kugel war tief eingedrungen und hatte es gehindert, sich weit zu schleppen. Auf dem Rückweg zur Grube, wo ich mich zuerst postiert hatte, befand ich mich plötzlich dem schwarzen Rhinoceros gegenüber. Es hielt sich noch auf seinen drei Beinen, aber wie vorher nahm es abermals eine Stellung ein, die mich verhinderte, ihm eine tödliche Kugel beizubringen. Ich versuchte, es zu verscheuchen, indem ich mit allen Kräften einen ungeheuren Stein nach ihm warf. Da raffte es sich denn auch zusammen, senkte den Kopf zur Erde, richtete sein Horn nach vorwärts und stürzte mit schrecklicher Wut auf mich ein, indem es Wolken von Staub aufstampfte. Ich hatte nur Zeit zu feuern und noch ehe ich mich flüchten oder zur Seite springen konnte, stieß mich der massive Körper des Ungeheuers um und ich fiel zu Boden. Der Stoß war so heftig, daß mein Pulverhorn, mein Gewehr, mein Kugelsack und meine Mütze weit fortgeschleudert wurden; mein Gewehr flog wenigstens zehn Schritte weit. Gerade der wütende und heftige Angriff des Tieres hatte mich gerettet; denn es verlor im Weiterstürzen das Gleichgewicht, überschlug sich und wühlte sich mit dem Kopf tief in den Sand. Der Stoß war so heftig, daß die ganze Schnauze durch die Wucht des fallenden schweren Körpers in die Erde gehobt wurde, und nur das vorderste Horn hinderte ein tieferes Eindringen. Eben im Begriffe, sich wieder aufzuraffen, versuchte ich, mich seinen Hinterfüßen zu nähern, doch schlug das Tier wütend um sich, warf mich von neuem um und bearbeitete mich mit seinem Horn, indem es mir das rechte Bein bis zum Knie hinauf aufriß; zu gleicher Zeit versegte es mir mit einem Vorderfuß einen solchen Schlag

auf die Schulter, daß ich zusammenbrach. Ich verlor auf kurze Zeit das Bewußtsein und als ich wieder zu mir kam, fühlte ich einen Teil des schweren Tierkörpers auf mir liegen. Das Rhinoceros war inzwischen verendet, und ich erhob mich mühsam und bedeutend blutend, um meinen Diener, einen Mulatten, aufzusuchen, den ich auch bald fand und der mich verband. Es dauerte Wochen, ehe ich mein kaltes Blut wieder erlangte, und in der ersten Zeit nach diesem unglücklichen Abentauer ging ich stets mit großer Aufregung auf die Jagd. Nichtsdestoweniger habe ich seit diesem denkwürdigen Tage noch viele dieser Tiere glücklich erlegt.



Das Flüßpferd.

Das Flüßpferd (Abb. 27), auch Nilpferd genannt, bewohnt Mittel- und Süd-Afrika und zeichnet sich durch einen ungeheuren Körperbau aus. Der gewaltige Körper von Elefant, Flüßpferd und Nashorn erinnert an die riesenhaften Tiere der Urwelt.

Der Kopf des Flüßpferdes ist ungeheuer groß und der Oberkiefer wie beim Krokodil beweglich. Jeder Kiefer ist mit zwei furchterlichen Hauzähnen bewaffnet, von denen die im Unterkiefer oft einhalb Meter lang werden. Die kleinen, blöden Augen des Tieres liegen mit den Nasenlöchern und mit den kleinen Ohren fast in einer Ebene, wodurch es dem Tiere möglich ist, drei Sinne auf einmal zu gebrauchen, wenn es nur einen ganz kleinen Teil seines Kopfes aus dem Wasser strekt. Die unformlich breite Schnauze ist lang und gerade; der fast über die Erde schleifende Wanst ist so dick, daß das Tier bei einer Länge von über vier Meter und einer Höhe von fast zwei Meter viertausend Pfund schwer wird. Der durch den kurzen Schwanz nicht besonders gezierte Körper ruht auf dicken, verhältnismäßig kleinen und plumpen Beinen. Die Haut, die bei erwachsenen Tieren so dick ist, daß keine Flintenkugel durchdringt und daß man, obgleich sie dicht anliegt, weder Gelenke noch Muskeln bemerken kann, hat eine schwarzbraune, zuweilen braunrötliche Farbe und nur wenige Borsten. Das unformliche Tier gehört zu den Dickhäutern und lebt gesellig an und in größeren Flüssen und Seen Afrikas. In Gesellschaft von zehn bis dreißig Stück schlägt es sein Lager gern im Schilfe auf und geht des Nachts auf Wiesen, Reis- und Zuckerfelder, auf denen es bei seiner Gefräßigkeit großen Schaden verursacht; auch wühlt es